

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 11 (1907)

Artikel: Auf breiten Wegen

Autor: Lang, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Welle. Die Sandufer stürzen ein; wogend und schäumend strömt sie in den Kanal und ist gesangen im schönen, geregelten Betriebe, und nun fließt der reißende Strom gefällig in sanften Wellen dem Walensee zu..." Fünf Jahre später war auch die 16,645 m lange Wasserzeile zwischen dem Walensee und dem Zürichsee gezogen, und bis 1822 konnten die weitern notwendigen Arbeiten vollendet werden.

Die Gesamtausgaben für das Unternehmen, soweit es eidgenössisch betrieben wurde, beliefen sich auf 976,910 Schwz. Fr., also auf rund 11/2 Millionen jezigen Geldes. Schon 1820 waren 800 Zucharten Landes völlig ausgetrocknet, 20,000 Zucharten in der Verbesserung begriffen und die bis dahin so schwer leidende Gegend völlig von Fieberdünsten befreit.

Die unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Wyh-Zürich im Herbst von 1820 abgehaltene Konferenz der Stände Schwyz, Glarus und St. Gallen erklärte zu Protokoll: „Wenn die ganze Unternehmung von Anfang an ein erfreulicher Beweis schweizerischen Gemeinsinns war, der mit genügenden Kräften auch Großes möglich gemacht hat, so verdient deren Ausführung durch die Linthaufsticht-Kommission das unbedingteste Lob. Jeder, der den früheren traurigen Zustand dieser Gegenden kannte und ihn mit dem jezigen vergleicht, wird erstaunen über die großen und glücklichen Veränderungen, welche zum Teil schon vorgegangen sind, zum Teil noch bevorstehen.“ Am 22. Juli 1822 erklärte die Tagsatzung das Werk für vollendet.

Eschers Tätigkeit hatte sich in der Zeit von 1807 bis 1822 nicht nur auf die Leitung der Kanalbauten beschränkt. Er war auch als Volksheld mit Erfolg tätig gewesen. Zu Beginn der Arbeiten schrieb er an Stehelin: „Es steht übel mit der Disziplin im Glarnerlande. Auch beim Güterankauf machte ich vor einigen Tagen wieder schlimme Erfahrungen. Wir haben das Unglück, uns mit Menschen einlassen zu müssen, die wir aus der elendesten Lage retten sollen und die uns zum Danke dafür prellen, wo sie nur können. Schon bisweilen kam mir der Gedanke, wegzulaufen; wenn ich dann aber wieder über die Blätter spazierte und nach Wesen hineinsehe, dann fasse ich beim Anblick dieser Sümpfe allen Mut zusammen und sage mir selbst: Sie müssen doch weg...“ Das Beispiel, das der edle Mann gab, seine Unermüdblichkeit, die ihn selbst zu Hache

und Schaufel greifen ließ, wenn die Arbeiter verzagten, sein milder Ernst, seine Bedürfnislosigkeit und die persönliche Wohltätigkeit, die er übte, gewannen ihm bald aller Herzen. Man darf ruhig sagen, daß ohne Eschers Auftreten das Linthunternehmen gewiß nicht zu Ende geführt worden wäre.

Des herrlichen Mannes Ruhm drang rasch ins Ausland und kam dem Vaterlande zugute. Der Zar Alexander I. ehrte ihn, und als 1816/17 die Hungersnot in der Ostschweiz ausbrach, meldete der russische Gesandte an Escher, daß der Selbstherrn 100,000 Rubel an die für die Armen gesammelten Summen beitrage. Ein Teil dieses Geschenkes konnte für die im April 1819 eröffnete Linthkolonie, eine mit landwirtschaftlichem Betriebe verbundene Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben, verwendet werden.

Die schönste Anerkennung fand Escher im Vaterlande selbst. Am 12. Juni 1823 beschloß die Regierung von Zürich: „Die Staatskanzlei sei beauftragt, künftig in allen betreffenden öffentlichen Schriften den verewigt Hochgeachten Herrn Staatsrat Hs. Konrad Escher und dessen männliche Nachkommen als Escher von der Linth zu benennen — eine Bezeichnung, die jetzt urkundlich um so begründeter festgesetzt wird, da sie schon, während das Vaterland sich noch des lebendigen Wirkens des Vollendeten freute, von der öffentlichen Meinung aufgefaßt und von Mitbürgern und Eidgenossen übereinstimmend geübt ward.“ Wenige Tage später traten auch die Stände Schwyz, St. Gallen und Glarus diesem Beschlüsse bei. Am 14. August 1823 und am 21. September 1823 defretierte die Tagsatzung, daß an dem Felsen des Biberkopfes gegenüber der Ziegelbrücke eine Inschrift in Form eines Denkmals anzubringen, daß der Familie sieben Golddenkmünzen zu überreichen und daß inskünftig der Molliserkanal als „Escherkanal“ zu bezeichnen sei.

„Mit aufrichtigem Gefühl,“ heißt es in der Urkunde, „und aus der vollsten Überzeugung sprechen wir namens der Eidgenossenschaft gegen die Hinterlassenen Eschers von der Linth, unter Bezeugung des lebhaftesten Bedauerns über den Verlust dieses trefflichen und ausgezeichneten Mannes, als Schöpfer des Nationalwerkes der Linthunternehmung, den kräftigsten Dank aus.“

Auf breiten Wegen.

Nachdruck verboten.

Reiseplaudereien eines wandernden Schauspielers. Herausgegeben von Hermann Lang, Zürich.

Die letzte Schminkeauflage. „Da noch ein wenig Karmin...“ Die Augenstriche etwas gezogen... So!“ Ein Blick in die Spiegelscherbe zeigte mir ein Gesicht, das so leck und flott aussah, daß es unfehlbar seine Wirkung in der herzbrechenden Rolle tun mußte, die ich heute abend zu spielen hatte. Mit stolzer Genugtuung auf meine Toilettenkünste balancierte ich geschickt durch ein Chaos der buntesten Dinge und Gegenstände unseres Garderobezimmers, das zugleich als Kulissenraum und Requisitenmagazin diente und somit auf den ersten Blick schon ein ganz ansehnliches Bild unseres Bühnenreichthums bot. Gott, ein Sommertheater ist ja auch kein Stadt- oder Hoftheater, dem jährlich das Fixum eines Buschusses in den Schoß fällt! „In der Beschränkung zeigt sich der Meister!“ und das mußte man unserem kleinen dicken Direktor zugestehen: er verstand es mit einer fast unheimlichen Virtuosität mit den gleichen Kulissen die verschiedensten Szenerien herzustellen, in die sich der Theaterbesucher, bei etwas freundlichem Entgegenkommen und Phantasieaufwand, unbedingt mußte hineingeaubert fühlen. So war es auch heute. „Im weißen Mößl“ stand auf dem Theaterzettel. Wir waren alle neugierig, woher er das Wirtshaus mit Balkon nehmen würde. Einen solchen Zugus hatte unsere Ausstattung nicht aufzuweisen. Gespannt erkleckerte ich, mit der nötigen Vorsicht, die Bühne — Bretter im vollen Sinne des Wortes!

Richtig, schmuck und sauber stand's vor mir, halb in die Bäume gerückt! Da hing ja der Wirtsschild. Ganz deutlich sprang ein weißes Mößl darauf. Ein säulenfestüchter Balkon sogar, darunter ein Fenster mit Blumenarrangement. Wie er das nun wieder gemacht hat? Ich hatte Mühe, den Kern herauszufinden. Endlich hatte ich ihn: eine Kuliße auf den Kopf gestellt, daß die Türe die Beine in den Himmel strecke, ein Lattenwerk vordran, bepappt und bepinselt, und das Sommerhaus war fertig!

Um acht Uhr sollte das Stück beginnen. Bereits waren zehn Minuten darüber. Ich wunderte mich über die Ruhe im Saale und trat an das Guetloch. Ich mußte laut auflachen.

Eben pustete der Direktor aus der Garderober mit einem schlecht unterdrückten Fluch auf den Lippen: „Die verd... Weibsbilder werden doch nie fertig; der Teufel mag da Direktor sein!“

„Herr Direktor!“

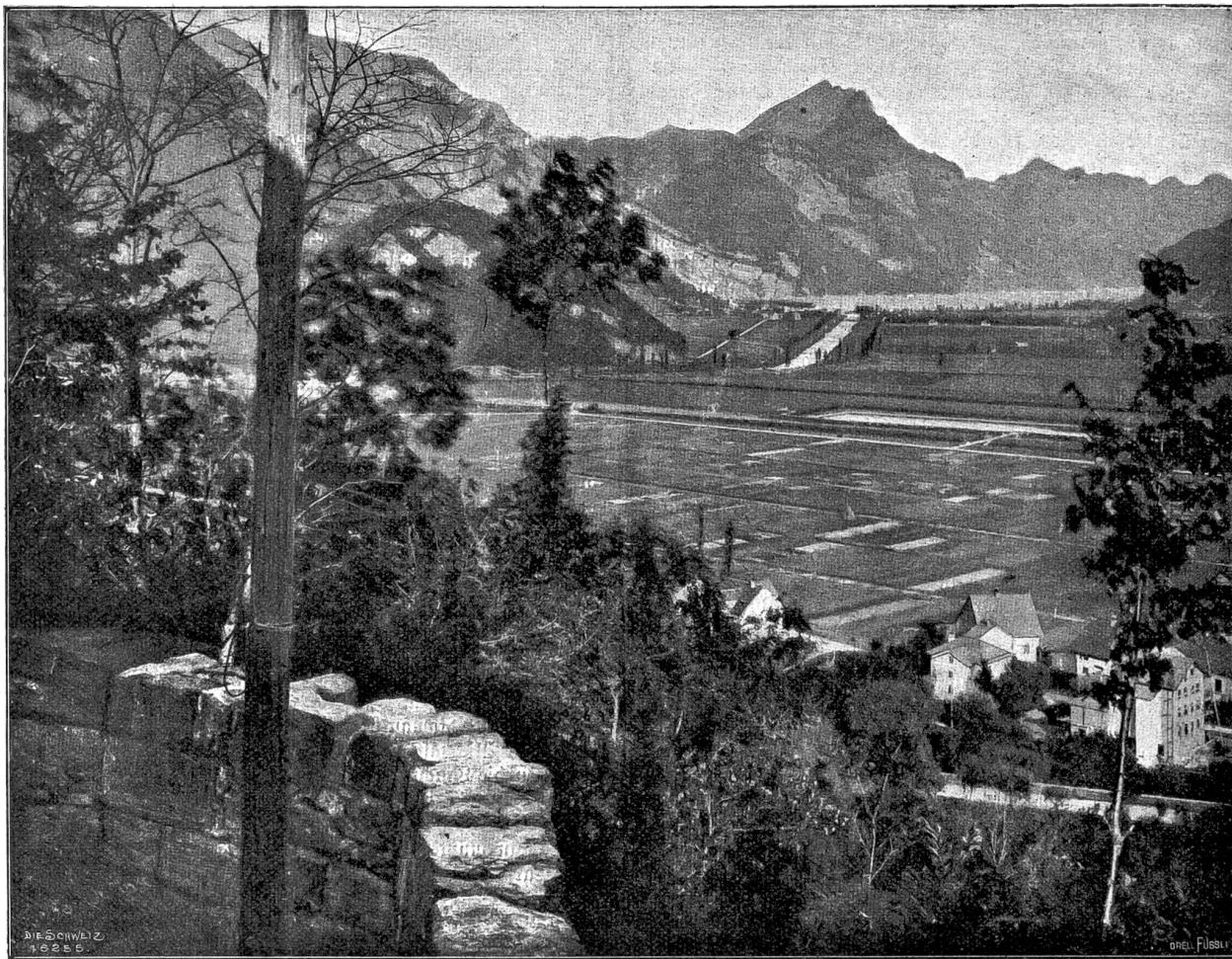
„Was ist?“

„Bitte, bemühen Sie sich mal zu mir!“

Er zwängte sich vorsichtig durch die engstehenden Kulissen und trippelte auf den Fußspitzen — wohl um die Stille nicht zu stören — über die Bühne.

„Na, und?“

„Bitte!“ Ich trat von der kleinen Deffnung weg und schob ihn hin. Er lugte durch, fuhr zurück: „Das... das...“



Ansicht der jetzigen Linthgegend vom Schlöchlberg bei Niederurnen aus.

schaute wieder in den Saal und zählte fast außer Atem: „Eins ... zwei ... fünf ... sieben ... neun ... zehn!“ wandte sich um, sah mich an und wiederholte mit akzentuiertem Erstaunen: „Zehn Menschen!“

„Wie Sie sehen!“

„Egal, gespielt wird!“ meinte er kurz entschlossen und kehrte sich wütend dem Bühnenraum zu.

„Aber ich bitte Sie, wegen der paar Franken! Sagen Sie die Vorstellung ab und lassen Sie den Leuten ihr Geld wieder herausbezahlen! Mich nimmst auch gar nicht wunder, daß die Stühle leer draußen stehen. Ein solcher Sommerabend, und da hereinstigen ... Ein Esel, der das tut!“ Er schüttelte den Kopf. Unbeirrt fuhr ich fort: „Sie können zufrieden sein mit der Nachmittagseinnahme, und wir sind sehr zufrieden, wenn wir nicht zu spielen brauchen!“

Unter die Türe' waren meine Partnerin und ihre Kollegin getreten. Sie nickten mir energisch zu.

„Na, seis denn!“ knurrte der dicke Herr nach kurzer Überlegung. „Wollen Sie's den'n da draußen mitteilen!“

Wie der Blitz waren die beiden Damen von der Tür verschwunden. Ich trat vor den Vorhang, um die Vorstellung abzusagen. Die verdüsterten Mienen der ungeduldigen Theaterbesucher heiterten sich sichtlich auf. Sie schienen durchaus nicht unzufrieden, ihr einbezahltes Geld wieder in die Hände gedrückt zu bekommen.

Im Nu war die Schminke weg, und aus dem jämmerlichen Spiegel grinste mich wieder mein altes Gesicht an. Zufrieden

wischte ich den Puderstaub von Kleidern und Schuhen und trat aufatmend ins Freie. Ah, dieser Abend! Diese Luft! Nicht genug konnte ich bekommen mit den tiefsten Atemzügen! Wohlgemut schlenderte ich die breite Hauptstraße hinab durch den herrlichen Kurort, der die Zentrale der historischen Stätten am Bierwaldstättersee ist. Vor den Privat- und Gathäusern sahen und standen einzeln und in Gruppen Fremde aller Länder, deren Sprachen in munterm Geplauder durch die blaue Abendluft schwirrten. Ich fühlte mich zufrieden und frei, schaute guter Dinge in die Welt und fing ab und zu den neugierigen Blick eines hübschen Backfisches auf, der bei Mama und Papa, bei Tante oder Base stand. Ich dachte so recht an nichts und befand mich dabei äußerst wohl.

Da schob sich auf einmal eine kleine weiße Hand in meinen Arm, daß ich fast erschrocken den Gang hemmte. Unsere reizende Naïve wars, die mir eingehängt hatte und mit ihrer hellen weichen Glockenstimme dankte, daß ich dem Direktor die Vorstellung ausgeredet hatte.

„Der Dicke,“ setzte sie in ihrer drolligen Art hinzu, „wär' schon so narret gewesen und hätt' uns tanzen lassen!“

Unsere Naïve ist eine kleine Schwärmerin und streicht lieber durch Dick und Dünn draußen in der Natur herum als zwischen den Pappbäumen und -büschchen auch der täuschendsten Bühnenszenerie. Sie drängte mich unter einem Schwalle ihres silberplätschernden Geplauders ungestüm zum See.

Das Licht der elektrischen Bogenlampen schwamm ineinander und überströmte die schöne Uferpromenade, an der die stattlich-

sten Hotels Parade stehen. Eine bunte Mengebummelte auf und ab in wohlthuender Sorglosigkeit, die mit munterer Stimme ihr leideinwiegendes Lied durch die schöne Sommernacht summte.

Ich wollte den Zirkus mitmachen; aber die kleine Blondine nötigte mich vorwärts: „Kommen Sie, hier ist's so hell und grell! Es ist schade für die Nacht!“ So gingen wir denn im schwarzen Schatten der Kastanienbäume die Promenade entlang, an dem Badehäuschen vorüber und saßen uns ganz vorn auf die äußerste Bank der Dammzunge, die sich dunkel in den See hineinfleckte. Aus der tiefen Stille der spiegelglatten Wasserfläche des Urnersees stiegen düster, in nachtschöner Majestät die Berge des Tironalp- und Urirotstockes zum tiefblauen reinen Sternenhimmel. Überm Kamm stand der Mond, dessen milbes Licht in unendlich seinem Glanz sich niederspann und blendet auf einige traumrege, ufernahe Wellchen tropfte. Ein Bild erhabener Ruhe und Schönheit staunte in unsere offenen Seelen. Wir saßen ganz still, als könnte eine einzige Bewegung die träumende Andacht stören.

Endlich legte das Mädchen seine Hand auf die meine, wandte langsam den schönen Kopf und schaute mir mit einem seltsam leuchtenden, warmeren Blick in die Augen — dann träumte sie wieder hinaus. Ganz leise glitt es von ihren schmalen Lippen: „Wie schön...“ So saßen wir lange, und die schöne Nacht zauberte die Jugend in unsere Herzen.

„Sie gehen morgen fort?“ brach sie mit leisbebender Stimme die Stille.

„Ja.“

Mir wurde auf einmal ganz eigen zumute. Als ob ein Weh in meine Seele dämmerte. Über warum nur? Ich schaute in ihr schöngeschnittenes Gesicht, als könnte ich die Antwort finden in ihren großen Augen... Sie schimmerten feucht — Tränen?

„Irma!“ Meine Arme umschlossen die schlanke Gestalt. Sie preßte ihr Antlitz an meine Brust, und ein heftiges Schluchzen zuckte durch ihren jungen Leib.

Ich sprach kein Wort, streichelte über ihr weiches blondes Haar und ließ sie weinen. Es tat ihr wohl. Ich konnte nicht, und doch wußte ich nun, warum mir so weh geworden, als ich ans Fortgehen gedacht. Ach, ich hatte mich ja nur immer nach der lockenden Freiheit der Berge gesehnt, nach dem Wandern durch all die Herrlichkeiten der Natur und hatte mein Herz darob vergessen, das nicht mit wollte! Wie ein schutzsuchendes Kind an die Mutter, schmiegte sich die feine Gestalt Irmas an meinen frierenden Leib. Ihr wehes Schluchzen ging allmählich in ein leises Weinen über. Ich hob das Köpfchen und küßte die feuchten Augen und Wangen des schönen Mädchens, dessen Lippen nach den meinen strebten, um darauf zu ruhen in süßwemem Glück.

„Es wird leer sein, wenn du nicht mehr da bist!“ stieß sie mühsam heraus. Und in wildem Schmerz schlängen sich ihre Arme um meinen Hals, während ihre heißen Lippen die Glut ihrer Liebe auf mein Gesicht preßten.

Eng verschlungen saßen wir lange, lange und träumten in die Nacht überm See, auf dem in blitzenden Sternen das Mondlicht sprang und mit den kräuselnden Wellchen spielte, die ganz leise und heimlich um die starken Felsblöcke des Damms glucksten und lächelten. Kalt hauchte ein feiner Nebel aus der fernen Südbucht. In der Totenstille der Nacht schlugen die heißen Herzen zweier Menschen zusammen, die sich zu einem späten Glück gefunden, in das der anbrechende Tag das bleiche Sterbelicht werfen mußte.

Fahrendes Volk, bald hier, bald dort — wir kommen wohl nimmer zusammen!

30. Juli 19..

Ein blauer Sonnentag flimmerte auf dem farbenprächtigen See, den das gebrängt volle Schiff durchschnitt, das mich immer weiter meinem Glück entführte. Im hellen Sonnenlichte blinkten die Häuser aus dem grünen Land und winkten einen letzten Gruß von ihr in meine wunde Seele, die immer inniger der Geliebten Bild umging. Wir hatten uns nicht noch einmal

gesehen. Sie wollte es so. Der Tag würde ihr weh tun, und vor all den Menschen könne sie den Abschied nicht von mir nehmen, den ihr Herz nehmen müsse. So hatte die Nacht uns getrennt, die uns zusammenführte. Es war das schwerste Lebewohl, das je mir über die Lippen mußte. Ja, es mußte sein, das wußten wir beide, und beide waren wir stark genug, uns voneinander loszureißen, daß jedes allein seinen Weg weiter ginge. Aber das schmerzgeborene Glück jener kurzen Stunde soll auf meinen Wegen mich begleiten, und ihre reine Seele lächle mir in all der Schönheit der Natur entgegen!

Das Schiff war längst am Schillerstein vorüber, hatte am Rütli schon angelegt und steuerte nun der Tellplatte zu, die ich gleich darauf betrat, da ich nun bis Flüelen den Weg zu Fuß fortsetzen wollte. Wer kennt diese heilige Stätte des Schweizervolkes nicht! Von der Platte ist nichts zu sehen. Ein kapellenartiger Bau bezeichnet die Stelle. An den Gittern hängen die Besucher und beschauen mit mehr oder weniger Ehrfurcht die Wandgemälde mit der Tellsgage in dem leeren Raum. Dem schmalen, steil aufwärts führenden Pfad folgend, kam ich auf die kühn angelegte Ueberstrasse, die ich nun weiterging. Zuni Teil den steilen Felsbergen abgetrokt, zieht sich diese Straße hoch oben, hart am See hin und läßt einem fortwährend das Panorama einer lebendigen, farbengesättigten Landschaft vor Augen, die von den Tunnelndurchbrüchen zu reizenden Bildchen umrahmt wird. Die Sonne glühte schon tapfer auf den weißen Weg, der sich allmählich zu senken begann und mich gegen Mittag nach dem schöngelagerten Flüelen führte, wo ich etwas rastete, um dann mit der Eisenbahn die nächste kurze Strecke meines Reiseplanes zurückzulegen.

Die wilde Romantik des wechselreichen Reuoftales hält den erstaunten Blick fast ununterbrochen gefangen. Am liebsten wäre ich unten die Landstraße gegangen; aber da ich mit meiner Zeit geizen mußte, hätte mich eine Wanderung durch dieses Tal aufzuhalten. So drängte sich nun unaufhörlich Bild um Bild vorüber: man mußte nur immer schauen und staunen.

Warum nur soviele Leute eigentlich reisen? Da saß eine kleine Gesellschaft hinter mir; die beratschlagte angelegenlich, ob sie in Göschens zu Mittag essen wolle. Eine ganze Speisekarte wurde kritisch durchgenommen, bis endlich einer, im Vorgenuß kommender Genüsse, schmunzelnd meinte: „Ja, wenn's Bratwurst und Sauerkraut gibt, dann bin ich dabei!“ Andere saßen still vor ihren geöffneten Köfferchen und widmeten sich andächtig der Arbeit ihrer Kinnbacken. Einige Herren suchten sich gegenseitig von der Schönheit ihrer Reiseziele zu überzeugen, während die lieblichsten und stolzesten Bilder des herrlichen Reuoftales an den Fenstern vorüberhuschten.

Ich war froh, als ich in Göschens der Hitze des Wagens entrinnen konnte, um mich im Schatten der kühlen Laube eines Hotelgartens behaglich zu einem ordentlichen Bissen und Trunk niederzulassen und zu der hier beginnenden Fußtour zu stärken. Ein prächtiger Ausblick über die bergumstandene, ziemlich kahle Lage Göschens vertrieb mir die Pausen. Während ich beim Kaffee die blauen Wölkchen einer Zigarette in die warme Sommerluft blies, gestand ich mir, daß ich eigentlich gar kein Recht hätte, diese Muße und Freiheit zu genießen. Aber ich tröstete mich schließlich damit, daß ja jeder Mensch seine egoistischen Augenblicke und sich lieber als andere habe und daß eine tüchtige Fußwanderung für manche eher zu den Unannehmlichkeiten als zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehöre. Also beruhigt schrieb ich an Irma, die ich mir sehr leicht zur Seite wünschte, einen lieben Gruß, nachdem sie schon von Flüelen die erste Karte erhalten hatte.

Wohlgemut schnallte ich den vollgestopften Rucksack auf den Rücken, nahm Hut und Wanderstab und ging. Die lachenden Augen und Lippen der hübschen Kellnerin nickten und riefen mir einen fröhlichen Wandergruß nach, der mir klingend in die Seele sprang und sich in den vergnügten Tumult meiner Gefühle mengte. Es war gegen fünf Uhr. Die Schatten hatten die Sonne bereits aus dem tiefen Bergsattel verdrängt. Eine



Der fröhliche Bedler.

Nach dem Gemälde von Paul Kretschmer, Sohr,
im Besitz von Ferdinand Freiherr von Cronegg, München.

wohlige Kühle begleitete mich die staubige Fahrstraße, die sich in häufigen Windungen zur Sattelhöhe zieht. Nebenher tobte der wilde Sturz der Neufz, bald zwischen Felsen gezwängt, bald in wuchtiger Breite sich über gewaltige Felsmassen stürzend. In dichten Staubwolken rollten Fuhrwerke an mir vorüber, was mich nicht entzückte. Der Höhe zu schließen sich die Berge zusammen, die in mächtigen Felswänden zur Straße abstürzen. In wilder Schlucht spannt sich die Teufelsbrücke hoch über die Schaumfluten der Neufz, die in zorniger Pracht über die Felsen donnert, daß das Wasser über die Brücke stäubt. Man sieht noch die Mauerreste der alten Brücke, die einstmals die erbitterten Kämpfe der Russen und Franzosen trug.

Bei der Gotthardbefestigung, die nur wenig sichtbar aus dem Berge tritt, verläßt man die romantische Szenerie der Neufzschlucht, und in einem Sonnenbild grüßt die freundliche Landschaft von Andermatt. Mir wär's freilich zu kahl, zu monoton hier. Gefallen würde es mir nur in den fatten Farben der Abende und Morgen. Weit besser sagte mir Hospental zu, das ich nach kurzer Wanderung auf gefrechter Landstraße erreichte, Hospental mit seiner durch Nadelwuchs belebten Umgebung und seiner malerischen Lage.

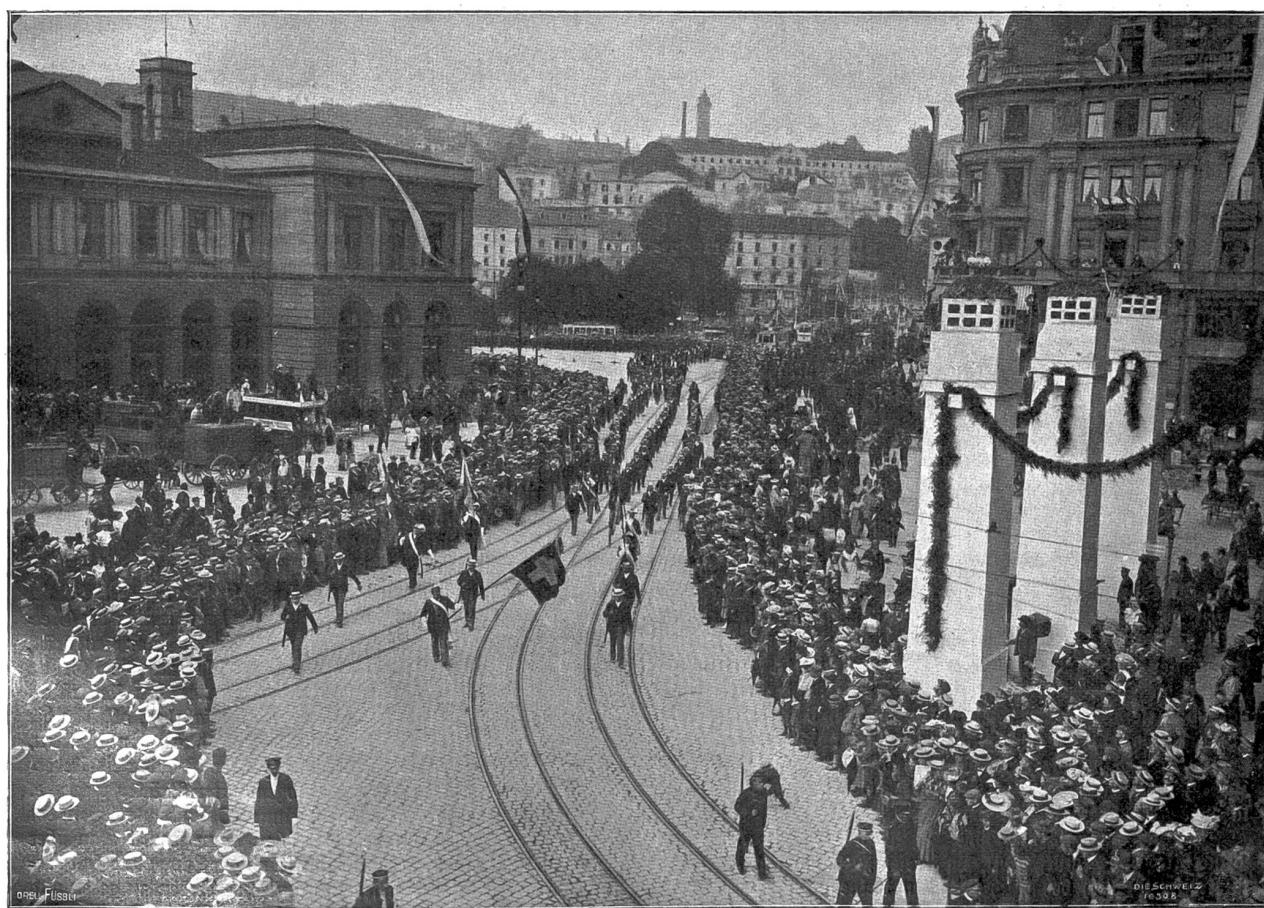
Ich achtete nicht des Wegweisers und folgte der Straße, die sich links am Berg hinaufwindet. In beträchtlicher Höhe aber wollte es mir doch scheinen, daß ich falsch gegangen, was mir denn auch bald von einem Geißbuben, der seine meckernde Herde zu Tal trieb, bestätigt wurde. Indes, ich bedauerte den Irrtum nicht, sondern setzte mich vergnügt auf einen Wegstein, biß in einen saftigen Pfirsich und jog die abendliche Schönheit des weiten Urserentales ein. Drüben um den alten Kastellturm, auf dem Felsbuckel, der sich aus dem schmucken Orte wölbt, jagten sich einige weiße Mädchengestalten in froher Ausgelassenheit.

Ihr helles Lachen klang zu mir herüber, und Leben und Jugend dehnten sich in meiner Brust.

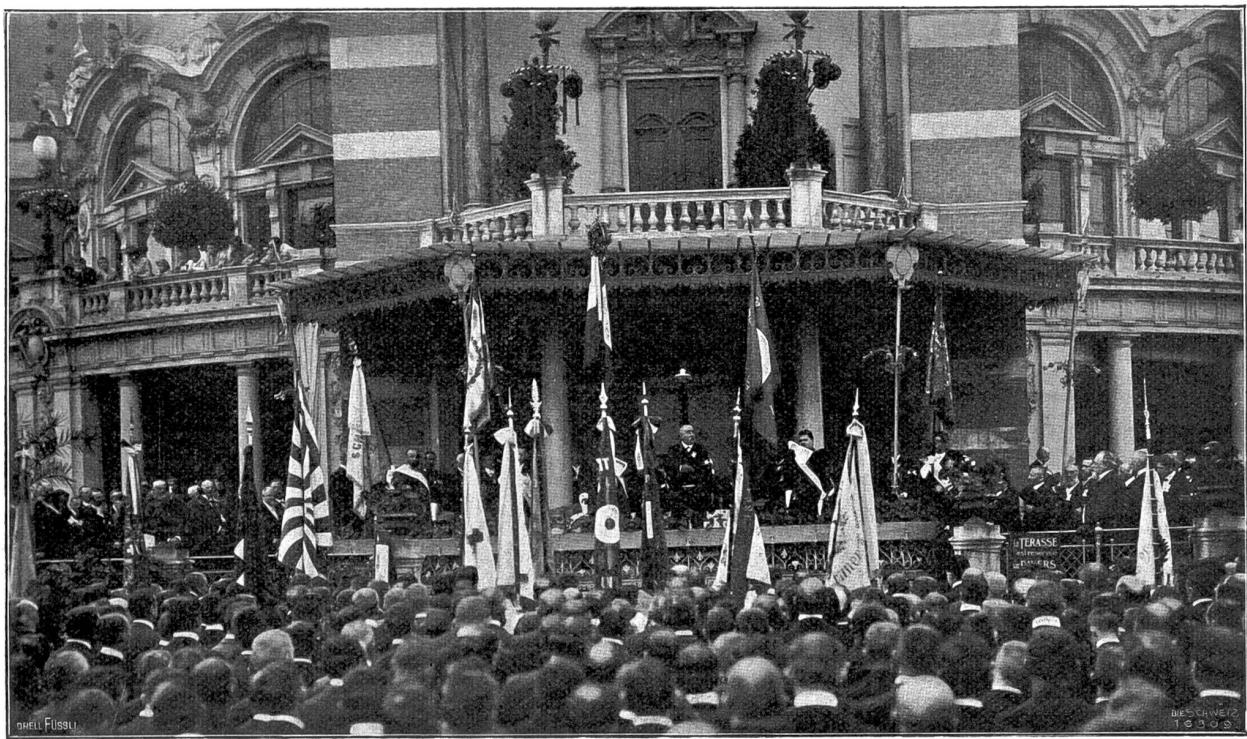
Um auf den rechten Weg zu gelangen, mußte ich zurück, traf am Ausgang der Ortschaft die Kreuzung und schlug die Straße nach Realp ein.

Das Tal ist enger und freundlich. Von den steilen spitzen Felsgipfeln der Bergketten, die sich zu beiden Seiten hinstrecken, ziehen sich über die Hänge die saftgrünen Matten herab zur weißen Landstraße. Leis hauchte der Abend durch das ruhvolle Tal. Die Gipfel der Ostberge glühten, in Sonnengold gegossen, vom tiefblauen Himmel, der makellos sich über der Schönheit der Landschaft spannte. Aus dem Frieden ringsum sickerte Wehmutter in meine Seele, wie ich so meinen Weg verfolgte. Ich dachte an den vorangegangenen Abend mit seinem Glück und Weh. Und mit einem Mal überkam mich eine heftige Sehnsucht nach dem Mädchen, dessen Seele in die meine schlug mit lautem, leben- und glückverlangendem Schlag. Die sinkende Dämmerung löschte die leuchtenden Farben des Tages und atmete ihren kühlen Odem durch das stille Tal. Das plötzliche Gefühl der Einsamkeit, des Alleinseins durchfror mich und zwang mitleidslos den Blick in mein Inneres, über das der hunte Wechsel und das Licht des verlorenen Tages mich hinweggetäuscht hatten.

Es war ziemlich dunkel, als ich nach dem kleinen, am Fuße der Turka liegenden Realp kam, wo ich in der Post Quartier nahm. Ein winziges Touristenzimmer hatte mich und meine Hälftekeiten zu bergen — dafür war es groß genug! Im Speisezimmer setzte ich mich ans Fenster, schaute nach dem Himmel, nach den Bergen und nach den Menschen, die unten auf der Dorfstraße sich in der frischen kräftigen Luft ergingen. Drei Tische entfernt von mir saß ein junges Ehepaar beim Essen. Wie lieb das Weibchen zu seinem bequemen Manne war! Sie



Eidg. Schützenfest in Zürich (7.—18. Juli 1907). Einzug der eidg. Fahne in die Feststadt am Abend des 6. Juli (Phot. Anton Krenn, Zürich).



Eidg. Schützenfest in Zürich. Uebernahme der eidg. Fahne durch Nationalrat Dr. U. Meister in der Tonhalle (Phot. Adolf Moser, Zürich).

strich ihm Butterbrot, reichte ihm die einzelnen Platten und sah sorglich darauf, daß sein Teller nicht leer wurde. Ich dagegen hatte mich nach der Aufschrift eines Automatenrestaurants zu richten: Bediene dich selbst! Ich fuhr nicht schlechter dabei. — Nach den üblichen Kartengrüßen und Aufzeichnungen ging ich in mein Stübchen und zu Bette.

31. Juli, 19..

Gegen sechs Uhr war ich auf der Turkastraße. Herrlich war es in den frischen Morgen hinein, der blau aus den Tälern, Diefen und Buchten schattete, heiter vom Himmel lachte und seine goldenen Sonnenfäden über die Mattenhügel, Felshänge und Borsprünge spann. Die Brust weitete sich, und frohen Mutes stieg ich die steilen Fußpfade empor, welche die großen Kehren der Poststraße vorteilhaft abschneiden. Nach strengem Aufstieg stand ich vor dem Hotel Galenstock, schon 1896 Meter hoch.

An einem offenen Fenster stand vor dem Spiegel eine Maid; die strahlte ihr dunkles Haar und sang eine muntere Weise. Als sie meiner ansichtig ward, machte sie schnell besonnen — nicht etwa das Fenster zu, sondern die Geste des Handkusses, den ich ihr frohgelaunt zurückwarf. Hier nun begann die Misere des Weges. Endlos streckt er sich in einförmiger Gegend dem Ziele zu. Dieses hat man beständig im Blick; aber es dünkt einen, als käme man ihm nicht näher. Von ferne scheint der Weg sich gerade hinzuziehen, während er in Wirklichkeit den vielen Buchten folgt. Darum ist er so ermüdend, und zumal auch weil der landschaftliche Reiz nicht eben groß ist und man mit einem Blick die ganze stundenlang sich nicht ändernde Gegend übersehen kann. Ein kühler Wind mache mir das Gehen leichter. Erfrischend wirkten die blendenden Schneezinnen, die in wunderbarer Stuhle sich vom tiefblauen Himmel abhoben, ebenso die zahlreichen Quellen und Bäche, die ausgelassen über starke Felsblöcke niederschäumten und mit dem Hintergrunde der Berggipfel mit ihren Zacken, gotischen Türmchen und Schneefeldern einen malerischen labenden Anblick boten.

Endlich hatte ich die Höhe des Passes erreicht. Der kalte Wind blies die Gemütlichkeit, im Freien zu kampieren, weg, und so streckte ich mich behaglich in einem kleinen Wirtszimmer auf dem Kanapee, schrieb meine Eindrücke nieder, bis die Schokolade

vor mir dampfte. Auf dem ganzen Weg waren mir höchstens zehn Menschen und kein einziger Wagen begegnet — ein Glück, das mir fast auf der ganzen Wanderung treu blieb.

Gut gestärkt setzte ich meinen Trapp fort und stand nach einer halben Stunde zum ersten Mal an einem Gletscher. Der Eindruck war tief und mächtig. Es brauchte lange Zeit, bis ich ihn ganz aufzunehmen vermochte. In erstarnten Wogen schäumten die gewaltigen, wildzerrissenen und zerklüfteten Schnee- und Eismassen hoch hinunter in die Tiefe des Talwassers, der Wiege des Rhoneflusses, der sich aus dem Gletscherwasser bildet und, von Bergquellen gespeist, in breiten, grünlich gelben Bächen das Tal hinunterreilt. Eine wunderbare Vitriolfarbe blaut aus den Spalten, Rissen und Tiefen der in mächtigem Troß wild getürmten Gletschermassen.

Ich stand und schaute immerzu in das reglose Bild der Alpenherrlichkeit, das mich erschauern machte. Ich hatte vorgehabt, hinunter nach Gletsch zu gehen. Wie ich aber so das Bickzack der Straße hinab und rechts drüber das Bickzack der Grimselstraße hinauf sah, da war ich rasch bestochen von der Schilderung eines Führers, der mich über den Gletscher und Nägelis-Grätli nach dem Grimselhospiz bringen wollte. Kurz entschlossen vereinbarte ich mit ihm, daß er mich über den Gletscher führen sollte, während ich mich über das Gerstenhorn nach dem Hospiz allein weiter finden würde. Der Führer, ein Walliser, eine vortreffliche Haut, dessen Name ich leider vergessen habe, fasste mein Bündel auf, und unter seinen fortwährenden Erklärungen über die Gletschererscheinungen stapften wir fürbaß durch das Moränengeröll, an der künstlichen, in herrlichen Farben schimmernden Grotte vorüber, und begannen oberhalb des Absturzes den Ueberstieg. Dieser war zur Zeit, da kein Schnee lag, gefahrlos, obgleich die Fläche sich täglich ändert, bald durch Neubildung von Spalten, bald durch deren Weiterklaffen. Ohne Führer ist daher ein Uebergang nicht zu wagen, besonders der sogenannten Brücken wegen, d. i. unterhöhltes Eis mit oft leichten, dünnen Oberschichten. Befindet man sich erst einmal auf dem Gletscher, dann staunt man über seine ungeahnte Ausdehnung in fünfstündiger Länge und fast einstündiger Breite. Ueber diesen unheimlichen Boden zu gehen und zu springen, hatte für mich einen eigenen Reiz. In die neue

Schönheit des Gletschers versunken, wurde ich aber plötzlich jäh aufgeschreckt durch ein donnerähnliches Krachen, dessen Echo wie Kanonenschüsse ergrünnt durch die Berge rollte. Es war ein Sturz in der Eistiefe des unaufhörlich arbeitenden Gletschers gewesen.

Der Führer begleitete mich noch über das Chaos der Moräne, wies mir den Pfad, der steil das Felsengewirr hinaufklettert, und schickte sich zur Rückkehr an, während ich, die Last des Rucksackes wieder auf dem Rücken, frei und leicht hinaufstieg, dann links den Grat entlang. In der graslosen Felsenhöhe verlor sich der Pfad immer mehr; ich konnte nur mit Mühe auf dem durch das viele Begehen etwas geglätteten Gestein seine Spur noch erkennen. Ich verlor sie einmal, stieg hoch und immer höher, bis ich rufen hörte und von einem mit einem kleinen Trupp in beträchtlicher Tiefe unten gehenden Führer auf den rechten Pfad herabgewiesen wurde. Fröhlich sprang ich die Felsen wieder hinunter. Ich fühlte nicht die geringste Ermüdung. Mir war, als sei ich erst eine Stunde auf den Beinen. Singen hätte ich gekonnt vor Lust und Freude, wenn die Majestät dieser Bergwelt mich nicht so eigen beflommen gemacht hätte. Auf einer Anhöhe, an einem kleinen Seelein von außerordentlich kristallener, seltsam schimmernder Klarheit machte ich Halt. Was das Plätzchen widerlich mache, waren die Flaschenscherben, Papierfetzen und andern Spuren materieller Genüsse. Aber eine Aussicht von überwältigender Schönheit ließ mich rasch alle philosophischen Betrachtungen über die Prosa so vieler Alpenwanderer vergessen.

Die gewaltige Kette der Walliser- und Berneralpen umschließt eine Alpenlandschaft von solch erhabener Schönheit, daß ich im Augenblick alles Rückliegende, alle Erinnerung an Menschen und Welt, ja mich selbst vergessen hatte und hineinstaunte in die Majestät des Wunderwerkes eines göttlichen Schöpfervollwunsens. Berge stürzen in Berge und steigen aneinander empor in sehnüchtigem Streben nach dem Himmel. In wunderbarer

Ruhe vollendet in sich selbst jeder einzelne Berg dieses Verlangen. Das erste Sonnenlächeln der Himmelsleuchte brennt auf die weißen Gipfelzinnen und -zacken und schenkt ihnen zuerst das Licht des Morgens. Von den Alpenhöhen flammt der scheidende Sonne letzter glühender Liebesgruß in das brechende Auge des Tages. Die Alpengipfel sind die ewig Neinen, die Vertrauten der fahrenden Wolken. Von der starken Höhenfeste lauert aber das Verderben in die Stille der Mattentäler, und in Lawinen donnert der Tod sein grausiges Lachen über Leben und Menschen.

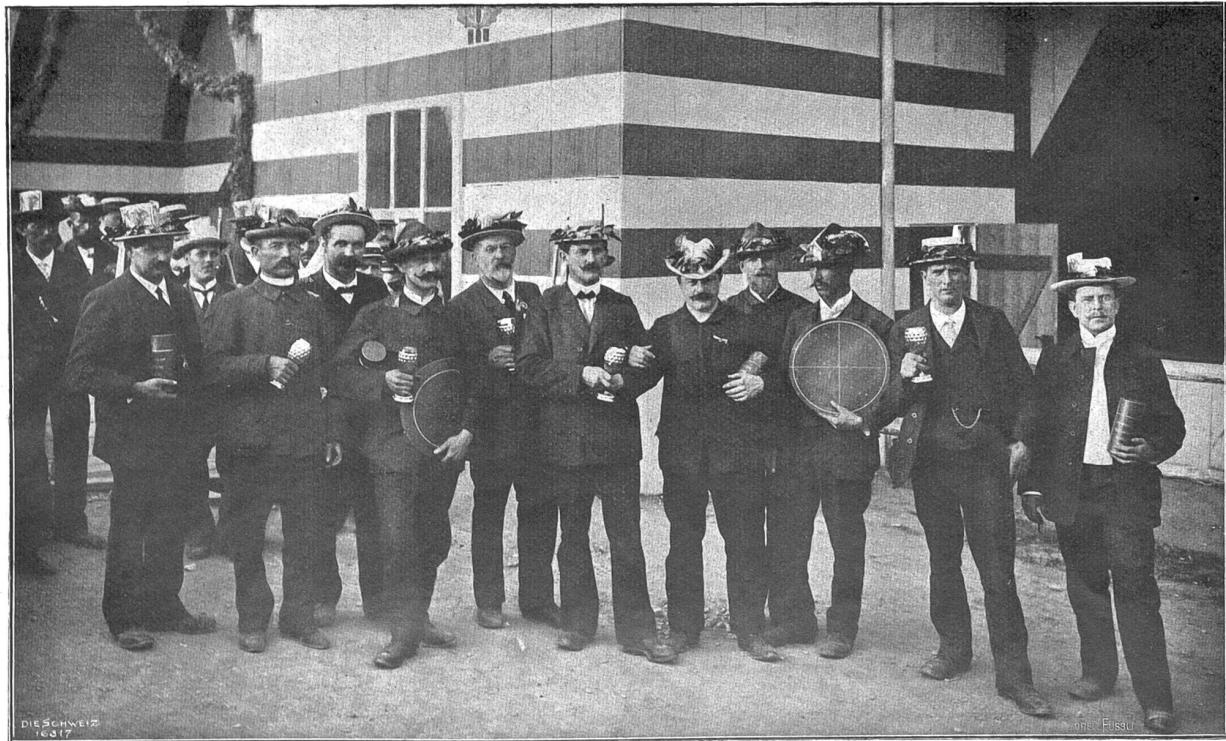
Von den Gipfeln wölbt sich heute die Kuppel des tiefblauen Himmels empor, und erschauernd stand ich auf hoher Warte, inmitten dieser grandiosen Felsenwillkür. Die grauen Blöcke stemmen sich den mächtigen zerklüfteten Berggrücken hinauf, als fürchteten sie den Sturz in die Tiefe, wo der Gletscher seine breiten starren Eisflutten in den Talschoß wälzt. Überall Berge, Berge, Firne, Spitzen, Felswände, Schluchten, Schneefelder! Nun erst war ich in den Alpen — jetzt fühlte ich sie! Ein Weh drückte in der Brust, als ob es sie sprengen wollte! Es war die sich dehnende Seele, in die das Wunder der Schönheit wuchs. Aber es war zu eng da drinnen in der Menschenbrust für das Erfassen eines göttlichen Geheimnisses! Ganz Geist hätte ich sein mögen, um aufzugehen im Geiste dieser Schönheit! Verlangend breitete ich die Arme aus, und der Schmerz des ungewohnten, unbegriffenen Glücks küßte mir Tränen aus den Augen. Ich mußte sie lange, lange geschlossen halten, bis ich wieder ruhig wurde. Und noch immer stand ich inmitten dieser talfernen Welt, von Felsen und Schnee, von Berg und Himmel umgeben, ganz einsam — „ganz nur ein Mensch!“ Ein geheimes Grauen flatterte aus der Mystik der Alpenschönheit in meine Seele, die bald jubelnd die Herrlichkeit zu umfassen wünschte, bald in seltsamen Schauern zurückzuckt vor dem Unergründlichen. Wie klein stand ich hier oben dieser Gewaltigkeit gegenüber! Und doch ein Mensch! Wie kommt es nur, daß wir mit unserer



Eidg. Schützenfest in Zürich. Bundespräsident Müller (X), zu seiner Rechten der franz. Gesandte Comte d'Alunay, ihm gegenüber Stadtpräsident Pestalozzi im Festzug vom 11. Juli, dem offiziellen Festtag (Phot. Willy SchneIDER, Zürich).



Eidg. Schützenfest in Zürich. Ankunft auf dem Festplatz (Phot. Willy Schneider, Zürich).



Eidg. Schützenfest in Zürich. Die ersten Preisträger im Becher-Wettschießen vom 17. Juli (Phot. A. Krenn, Zürich).

Von rechts nach links: 1. Möschler, Laufenburg, 2. Kost, Triengen, 3. Otter, Zürich, 4. Nussel, Glarus, 5. Küchen, Winterthur, 6. Wildmer, Zug,
7. Perret, Chaux-de-Fonds, 8. Schnebli, Baden, 9. Briner, Zürich, 10. Detiviller, Böhlten. 1–5 sind Schützen mit Ordonnanz-, 6–10 solche mit Privatwaffe.



Eidg. Schützenfest in Zürich. Festleben vor der Festhütte im Albisgüttli (Phot. A. Krenn, Zürich).



4.

3.

2.

1.

Eidg. Schützenfest in Zürich. Die Teilnehmer am internationalen Gewehrmatch vom 18. Juli (Phot. A. Krenn, Zürich).
1. Reich, Rorschach, Weltmeister im Stehendschießen, 2. (in der zweiten Reihe) Balmer, Argentinien, Weltmeister im Liegendschießen, 3. Stäheli, St. Gallen, Weltmeisterschütze, 4. (in der zweiten Reihe) Bergergarner, Österreich, Weltmeister im Stehendschießen. — Rangfolge der Nationen: 1. Schweiz 4848, 2. Belgien 4672, 3. Frankreich 4631, 4. Argentinien 4598, 5. Holland 4360, 6. Österreich 4346 Punkte.



Eidg. Schützenfest in Zürich. Die Argentinier (Phot. Adolf Moser, Zürich).

Seele, mit unserem reichen, wirkenden Innenleben, mit Fähigkeiten, können, mit dem Bewußtsein kraftvoller Tätigkeit unseres Geistes uns so klein fühlen in den Alpen? Was uns erschüttert und uns erbeben macht, ist nicht die rohe Masse, die sich gigantisch zum Himmel türmt, nicht die trozige Wildheit der Szenerie, sondern es ist der Geist des Schöpfers, dessen Macht in der Gewaltigkeit der Berge uns mit staunendem Ahnen erfüllt und auf die Knie zwingt. Es ist die unfassbare Schönheit, die der Abglanz einer überirdischen Herrlichkeit ist und die den Alpen eine Seele gibt. Darum zieht den Menschen aus Tal und Ebene auf die Höhen, weil seine Seele dort oben eine andere findet, fühlt, die dieselbe Heimat hat. Darum strebt unsere Seele heraus aus der engen Behausung des Leibes, um aufzugehen in der Schönheit der Berge; darum lieben wir die Natur, weil wir darin eine uns verwandte, derselben Heimat entstammende Seele fühlen. Wie zwei Liebende ineinander aufgehen möchten, weil ihre Gefühle einen Ursprung, die Liebe haben, so sehnt sich die Menschenseele, sich mit der Schönheit der Natur zu vereinen. Darum auch sind wir droben auf der Höhe frei von Zorn und Haß, frei von allem Niedrigen und Gemeinen, dessen Ursprung unser Leib ist, und darum liebt man die Menschen dort oben mehr als in der Tiefe des Landes, weil wir die Verwandtschaft unserer Seelen deutlicher fühlen. Und die Pracht der Alpen zwingt uns vor den Thron eines Gottes, der unser aller Vater ist!

Lange noch hätte ich oben bleiben mögen; denn was mich

bewegte, war das helle Wachen eines seltenen Glücks. Ich fürchtete, wieder ins Dunkel zu tappen, wenn ich die Stelle verlassen würde. Allein es wurde spät, und ich mußte aufbrechen. Schmerz- und glückbewegt schied ich von dem einsamen Felsenorte, wo ich in Demut die Erbärmlichkeit meines Menschseins erkannte, um stolz dessen Größe zu fühlen.

Durch eine wuchtige Felsenwildeis stieg ich hinunter über ausgedehnte Schneefelder, an Wassertümpeln vorüber zum steilen Absturz des Bergrückens. Im Westen ballten sich schwere Gewitterwolken in die Berge hinein und schoben sich immer näher heran. Das Landschaftsbild verdüsterte sich drohend, und der Wind strich schärfer durch die Felsen. Tief

unter mir lag das Grimselhospiz, an zwei kleinen schwarzen Seen. Ich heilte den Abstieg. Flink sprangen meine Blicke voraus, um eine sichere Stelle zu suchen, auf die mein Fuß rasch folgend sich setzen konnte. So gings abwärts, und doch wollte ich dem Talboden nicht näher kommen. Endlos schien sich die Tiefe zu senken. Der Abstieg strengte bedeutend mehr an als der Aufstieg. Die Beine zitterten und schlotterten, als ich auf ebene Erde kam. Zum Glück lag das Hospiz nicht weit. Ich setzte mich auf die Veranda, streckte die müden Knochen unter den Tisch und trank in die glühende trockene Kehle. Salontouristen fuhren in Wagen an, ließen sich



Eidg. Schützenfest in Zürich. Die Damen vom Rosenreigen (Phot. A. Krenn, Zürich).

zu einem Kaffeeklatsch auf der Terrasse nieder und sprachen von Touren, die sie nicht gemacht hatten.

Ursprünglich hatte ich auf der Grimsel übernachten wollen; aber da es erst fünf Uhr war und ich mich bald genügend gestärkt fühlte, trieb mich die Wanderlust vorwärts. So trabte ich denn wieder vergnügt weiter, durch die wilde Romantik des düstern Tales.

(Fortsetzung folgt.)

Schweizer Glockengießerinnen.

Der Beruf des Glockengießens ist bis heute fast ausnahmslos durch männliche Personen betrieben worden. Die einzige Manipulation, die sich nach unsern heutigen Begriffen für eine Frauensperson eignet, ist das Ausschneiden der Buchstaben für die Inschriften und der Bilder auf die Glocken. Um diese Verzierungen herzustellen, bedient sich der Glockengießer hölzerner Bretter, in die der Holzschnieder Bilder und Alphabete von verschiedener Größe eingeschnitten hat. Diese Bretter werden geneigt, daß überflüssige Wässer mittels eines Schwamms entfernt, und hierauf wird auf das horizontal liegende Brett flüssiges Wachs gegossen, das rasch erstarrt, sodass das Blatt vom Brett weggenommen werden kann. Auf der papierdünnen Wachscheibe sind nun alle Buchstaben von A bis Z erhaben sichtbar. Die Bilder stehen ebenfalls auf einem dünnen Scheibchen. Diese wächserne Scheibe muß nun genau dem Rande der Bilder und den Buchstaben nach durchschnitten werden, was mit einem feinen Messerchen geschieht, dessen Spitze an einer kleinen Flamme von Zeit zu Zeit gewärmt wird. Dieses Ausschneiden eignet sich nun vorzüglich für die zarten Finger von Frauenspersonen, und es ist bei den Glockengießern der Brauch, daß die weiblichen Familienglieder und größeren Knaben diese Arbeit ausführen.

So mögen die nachbezeichneten Frauenspersonen dazu gekommen sein, sich dem Berufe des Glockengießens zu widmen, indem ihnen die Aufgabe zufiel, für die Glocken, die in der Gießerei ihres Vaters oder ihrer Brüder gegossen wurden, die Bilder oder Buchstaben auszuschneiden.

1. Sara Füssl in Zürich. Sie war eine geborene Werdmüller von Zürich und Witwe Peters VIII. Füssl. Nach dem

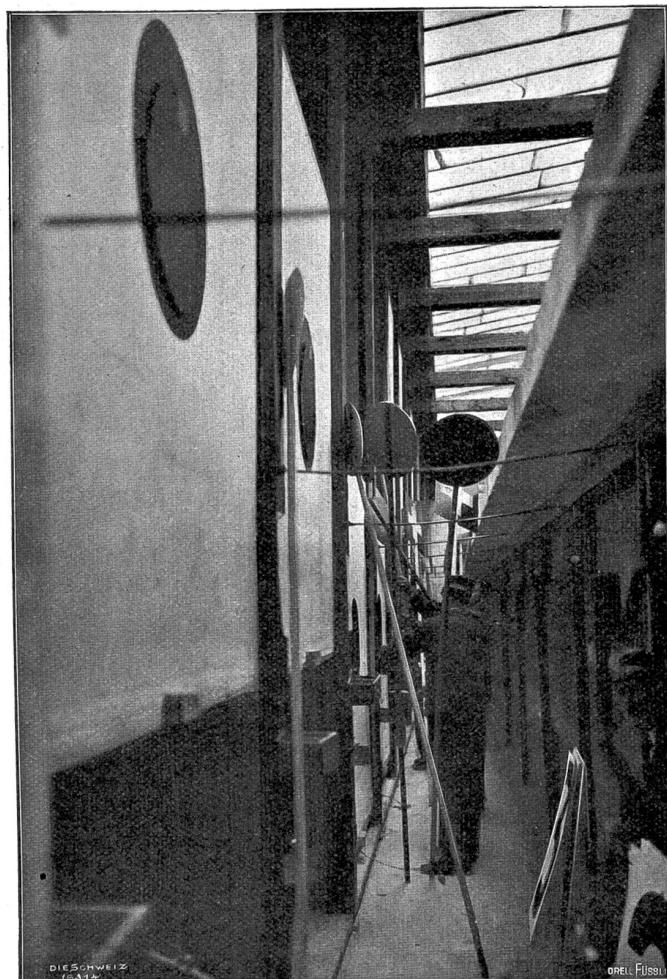
Tode ihres Gatten führte sie das Geschäft mit Hilfe von dessen Werkmeister Heinrich Brenner weiter und goß teilweise allein und teilweise mit dem Bruder ihres Gatten, Hans III. Füssl.

Allein: 1649 Greifensee zwei Glocken, 1651 ins Galancatal eine, 1652 Altendorf, Bauma, Bremgarten und Wollishofen, 1653 Urdorf, 1657 Winterthur je eine.

Mit ihrem Schwager Hans III.: 1657 Trüllikon eine, 1659 Nuolen und Töß je eine, 1663 Bülach eine, Hedingen zwei, Seebach und Uster. Mit ihrem Schwager goß sie auch zwei Kartäunen.

2. Anna Weitenauer in Basel. Sie war die Witwe des Hans Heinrich Weitenauer, der die Glockengießerei in Kleinbasel betrieb. Nach dessen Tode im Jahre 1725 führte sie das Geschäft fort und goß 1725 Kilchberg, 1731 Bermes, 1734 Courrendlin und 1735 Titterten je eine Glocke.

3. Theresia Brandenberg in Zug. Sie erblickte das Licht der Welt am 22. Januar 1763. Achtundzwanzig Jahre hatte sie das Glück, bei ihrem Vater, der im Jahre 1791 starb, zu leben. Nach dessen Tode übernahm sie das Geschäft, und zwei Brüder hal-



Eidg. Schützenfest in Zürich. Blick in den Zeigerstand (Phot. A. Krenn, Zürich).



Eidg. Schützenfest in Zürich. Hinter den Kulissen: Ausmessen und Anzeigen eines Treffers (Phot. A. Krenn, Zürich).